

Die Elite von morgen

 spiegel.de/spiegel/print/d-37494731.html

Von Friedmann, Jan; Hackenbroch, Veronika; Hipp, Dietmar; Klawitter, Nils; Koch, Julia; Lakotta, Beate; Mohr, Joachim; Schmitz, Christoph; Thimm, Katja; Wüst, Christian

Lange förderte die Politik an den deutschen Universitäten nur das Mittelmaß, neuerdings sollen auch Spitzenstudenten ausgebildet werden. Der "Studentenspiegel", die bislang größte Umfrage unter deutschen Hochschülern, zeigt, wo die Klügsten studieren und was sie können.

Wo studieren die Besten?

Was können die heutigen Studenten? Welche Abitur-Noten haben sie, welche Fremdsprachen sprechen sie, welche Berufserfahrungen besitzen sie? Rund 50 000 Studenten aus 15 häufig gewählten Fächern haben via Internet ausführlich Auskunft gegeben über ihren persönlichen Werdegang und ihre Fähigkeiten.

Nie zuvor hat eine Hochschulstudie umfassender die Qualifikationen und das Können der Studierenden in ganz Deutschland erfasst und analysiert.

"Diese Studie ist ein wahrer Durchbruch auf dem Gebiet der Online-Befragungen", sagt der Wuppertaler Wirtschaftsstatistiker Gerhard Arminger, der die Befragung in einem wissenschaftlichen Beirat begleitet und unterstützt hat.

Im Ergebnis zeigt das neue Universitäts-Ranking des SPIEGEL - Partner bei diesem Projekt waren die Unternehmensberatung McKinsey und der Internet-Dienstleister AOL - erstmals, an welchen Universitäten die kommende Elite studiert. Die Studie belegt zugleich die wachsende Kluft zwischen studentischen Spitzenkräften und akademischem Mittelmaß.

Bei Christoph Schmitz muss es von allem etwas mehr sein: Er jobbte in Uganda bei der Konrad-Adenauer-Stiftung und im US-Bundesstaat North Carolina beim Logistik-Riesen Schenker; im heimischen Hennef bei Bonn organisierte er den kommunalen Wahlkampf für die CDU. Seine erste Firmengründung, eine kleine Unternehmensberatung, lag da schon ein paar Jahre zurück.

Schmitz ist 25 und kann sich demnächst mit drei Studienabschlüssen schmücken. Den US-amerikanischen Master of Business Administration (MBA) hat er bereits in der Tasche, zurzeit sitzt er an der Technischen Universität Dresden an seiner Diplomarbeit in BWL. Außerdem will er noch das Wirtschaftsdiplom von der Fachhochschule Bonn-Rhein-Sieg mitnehmen, wo er vor seinem Uni-Studium eingeschrieben war. "Wäre doch schade, wenn das FH-Studium umsonst gewesen wäre", meint Schmitz.

Anna Kasprzik ist vor zwei Monaten aus Tübingen nach Helsinki aufgebrochen, um dort ein Semester lang Logik zu studieren, ein Untergebiet der Mathematik - "weil es das so in Deutschland nicht gibt". Sie spricht Englisch, Französisch, Japanisch und Finnisch. "Nach dem Abi bin ich zwei Monate allein mit dem Rucksack durch Japan gezogen", erzählt sie, "ich wollte meine Sprachkenntnisse testen."

Im Sommer könnte sich Kasprzik, 22, zum Examen melden, dann hat sie alle Scheine - nicht nur in Logik, sondern auch in ihren anderen Studienfächern: Linguistik, theoretische Informatik und Kognitionspsychologie. Den Bachelor in Japanisch will sie demnächst ebenfalls noch machen.

Kasprzik möchte aber drei Semester länger studieren - aus Interesse. "Mir geht es auch um Persönlichkeitsbildung", sagt sie, "ich will nicht einfach so jung wie möglich

promovieren oder in ein Wirtschaftsunternehmen einsteigen."

Wei Manske-Wang, 31, hat an einer Shanghaier Universität Germanistik studiert. Nach dem Abschluss lernte sie ihren Mann kennen, einen Deutschen, und siedelte in die bayerische Oberpfalz um. Nach der Babypause - der gemeinsame Sohn geht inzwischen zur Schule - arbeitete die Chinesin ein Jahr lang in einem Aldi-Markt. "Aber dann habe ich gemerkt, dass ich doch ein bisschen mehr kann", sagt sie. Für das Grundstudium in BWL brauchte sie gerade mal zwei Semester.

Jetzt studiert Manske-Wang zusammen mit rund 15 handverlesenen Kommilitonen im "Honors-Studiengang Wirtschaftswissenschaften" der Uni Regensburg, einem der neuen Elite-Studiengänge, die der Freistaat Bayern für Studenten mit erstklassigem Vordiplom eingerichtet hat. Später möchte sie in einem internationalen Unternehmen arbeiten: "Ich denke, dass ich dazu beitragen kann, eine Brücke zu China zu bauen", erläutert die Studentin, "weil ich in beiden Kulturen zu Hause bin."

Die Studenten an deutschen Unis sind besser als ihr Ruf. Nicht alle sind sie Turbo-Akademiker wie Schmitz, Kasprzik und Manske-Wang. Doch die erste große sozialwissenschaftliche Untersuchung zur Qualifikation der heutigen Hochschülergeneration, der "Studentenspiegel", zeigt:

Das überlaufene, unterfinanzierte Uni-System bringt durchaus leistungsstarke Absolventen hervor. Und vor allem: Mehr denn je arbeiten sie schon während des Studiums daran, ihre Chancen auf dem Jobmarkt durch Praktika, Auslandsaufenthalte und Zusatzqualifikationen zu mehren.

Viele sind gar hoffnungsvolle Kandidaten für jene neue Leistungselite, die von Politikern aller Parteien gefordert wird: Sie verbinden Fachwissen mit gesellschaftlicher Verantwortung, sind mobil und fit für den globalen Arbeitsmarkt.

Doch die jungen Gescheiten, Kreativen und Innovativen unter den Studenten, die künftigen Top-Manager oder vielleicht gar Nobelpreisträger, sind nicht gleichmäßig über die Unis verteilt. Beinahe unbemerkt haben sich einzelne Hochschulen und Fachbereiche an die Spitze abgesetzt. Andere bringen kaum mehr als solides Mittelmaß hervor, einige scheinen schon heute abgehängt im Wettbewerb um die klügsten Köpfe.

Die weltweit größte Online-Befragung von Studenten, die der SPIEGEL im vergangenen Sommersemester gemeinsam mit der Unternehmensberatung McKinsey und dem Internet-Provider AOL durchführte, zeichnet ein neues Bild der künftigen Akademiker-Generation. Gleichzeitig kartiert sie die Universitätslandschaft zwischen Kiel und Konstanz neu: Jeder kann jetzt sehen, wo die besten Kommilitonen studieren.

So bietet der Studentenspiegel die Grundlage für eine ganz neue Art des Hochschul-Rankings. Bisher standen bei Uni-Ranglisten stets die Lehranstalten auf dem Prüfstand: Die Forschungsleistung, gemessen an der Zahl der Veröffentlichungen, dem Renommee der Professoren oder der Menge eingeworbener Drittmittel wurden verglichen. Oder aber die Studenten waren aufgefordert, die Qualität der Lehre an ihrem Studienort zu bewerten. Diesmal jedoch sind erstmals die Hochschüler selbst die Studienobjekte.

Nie zuvor hat eine Hochschulstudie so umfassend aufgedeckt, welche Prioritäten Nachwuchsakademiker in ihren Lebensläufen setzen, was sie in ihrem Fach und darüber hinaus leisten: Rund 50 000 Studenten aus ganz Deutschland, eingeschrieben in 15 häufig studierten Fächern, gaben Auskunft. Sie klickten sich zwischen April und Juli auf der Internet-Seite www.studentenspiegel.de durch einen Fragenkatalog zu Abi-Schnitt und Uni-Zensuren, Studiendauer, Hiwi-Tätigkeiten, Stipendien, Preisen und wissenschaftlichen Veröffentlichungen.

Sie offenbarten, welche Fremdsprachen sie wie gut sprechen und wie fit sie am Computer sind, was für Praktika sie absolviert und welche Berufserfahrung sie bereits gesammelt haben. Auch nach

Auslandsaufenthalten sowie ehrenamtlichem Engagement wurden sie befragt.

"Eine Untersuchung dieser Art hat es bisher nicht gegeben", betont Gerhard Arminger,

Professor für Wirtschaftsstatistik an der Universität Wuppertal, der die Großbefragung wissenschaftlich begleitet hat. "Zum ersten Mal können gesicherte Aussagen über die Qualifikation einer sehr großen Zahl von Studenten getroffen werden", lobt Manfred Deistler, Professor für Wirtschaftsmathematik an der TU Wien, ebenfalls im wissenschaftlichen Beirat des neuen Rankings. "Nur mit Hilfe einer Online-Umfrage konnten so viele Studenten erreicht werden", sagt Jürgen Rösger, Mitglied der Geschäftsleitung von AOL Deutschland.

Die Studie belegt nicht nur, was die Studenten können - sie weist auch aus, was ihnen das nützt: "Der Studentenspiegel ist das erste fundierte Hochschul-Ranking, das sich an den Anforderungen des Arbeitsmarktes orientiert", betont Jürgen Kluge, Deutschland-Chef von McKinsey.

Firmenchefs und Personalmanager erfahren, was sie von der künftigen Absolventengeneration erwarten dürfen. Doch auch den Studenten bietet die Untersuchung Orientierungshilfe. Jeder Einzelne kann sich direkt mit seinen Kommilitonen in ganz Deutschland vergleichen. Per E-Mail erhalten die Teilnehmer ein persönliches Qualifikationsprofil, das ihnen zeigt, wo sie im Verhältnis zu ihren Mitstudenten stehen.

Haben die Kommilitonen zum Beispiel schon mehr Praxisluft geschnuppert als man selbst, beherrschen sie mehr Fremdsprachen, wie lange brauchen sie bis zum Vordiplom? Wer vor dem Studienabschluss noch rasch seinen Lebenslauf in Form bringen will, erkennt so seine Stärken und Schwächen.

Denn gerade für die so genannten High-Potentials reicht das Pflichtprogramm schon lange nicht mehr aus. "Exzellente Noten sind bei unseren Top-Nachwuchskräften selbstverständlich", sagt Stefan Fischer, Leiter des Talentmanagements beim Elektro-Riesen Siemens. Entscheidend sei, was Bewerber darüber hinaus vorzuweisen haben: Praktika, Auslandsaufenthalte, soziales oder politisches Engagement. Und Ausland ist nicht gleich Ausland: Ein Semester USA könne heute fast jeder vorweisen, so der Siemens-Mann; echte Pluspunkte bringen heute Abstecher nach China oder Russland.

Wie viele also sind es, die in Peking, St. Petersburg oder Shanghai studieren? Wie viele Praktika hat der deutsche Einser-Absolvent vorzuweisen? Je nach Fach wurden die Antworten unterschiedlich gewichtet und die Angaben anschließend in Punktwerte übersetzt (siehe Seite 180).

Die zentralen Ergebnisse:

* Die Elite-Bildung an deutschen Unis hat längst begonnen. Die besten Studenten konzentrieren sich erkennbar an ganz bestimmten Standorten.

* Die Geschwindigkeit, mit der sich dieser Prozess vollzieht, ist von Fach zu Fach unterschiedlich. In Ingenieurfächern wie Maschinenbau oder Elektrotechnik zum Beispiel schneiden die Studenten durchgehend gut ab; die Unterschiede von Uni zu Uni fallen eher gering aus. Ganz anders dagegen in Disziplinen, in denen Konkurrenz durch private Hochschulen das Klima verändert hat. Die Besten der Fächer Jura und Betriebswirtschaft zum

Beispiel versammeln sich an nur wenigen Universitäten.

* Sieger des Gesamt-Rankings ist die Technische Universität (TU) München; hier trifft sich in den Hörsälen fast aller Fakultäten eine studentische Elite. Ansonsten aber erreicht kaum eine Hochschule in allen Fächern Spitzenpositionen. Es sind meist einzelne Fachbereiche, nicht ganze Lehranstalten, die besonders herausragen.

* Drei Faktoren erweisen sich als entscheidend für die Rekrutierung brillanten Nachwuchses: die Auswahl der Studienbewerber durch die Unis, eine lange akademische Tradition und enge Kontakte der Hochschule zu außeruniversitären Forschungseinrichtungen und zur Industrie.

Ein typisches Beispiel dafür ist die Traditionsuniversität Heidelberg. Die älteste deutsche Hochschule, gegründet im Jahr 1386, belegt im Gesamt-Ranking den siebten Platz, in Germanistik landete sie auf dem zweiten, in Medizin und Rechtswissenschaft auf dem dritten Rang.

Am Neckar begrüßt zu Semesteranfang der Hochschulchor die Neuankömmlinge schon mal leicht ironisch mit Versen aus einem Liederbuch, das 1886 zur 500-Jahr-Feier erschienen war, und preist die Uni als "Lux Germaniae divina", als göttliches Licht Germaniens.

Keine andere deutsche Hochschule ist im Ausland so bekannt wie die "Ruperto Carolina". Etwa ein Drittel aller neu Immatrikulierten im laufenden Wintersemester sind denn auch Ausländer. "Die Gründungsdaten der Uni Heidelberg muss man bei uns in der Schule im Geschichtsunterricht wissen", berichtet der Japaner Taichi Okayama, der sich nach einem

Jura-Bachelor in Japan nun in Heidelberg eingeschrieben hat.

Die Internationalität gibt auch für deutsche Studenten bei der Wahl des Studienortes oft den Ausschlag. "Mein Bruder ist Professor in den USA, und der sagt, der international sichtbarste Studienort in Deutschland ist Heidelberg", erzählt der Deutsch-Italiener Leo Ghione, der in Bonn auf einem deutsch-französischen Gymnasium sein Abitur mit einem Schnitt von 1,3 abschloss und vier Sprachen spricht.

Den Ruhm der Jura-Fakultät mehren berühmte Institute und bekannte Professoren: Das Institut für Finanz- und Steuerrecht des ehemaligen Bundesverfassungsrichters Paul Kirchhof etwa, des bundesweit wohl prominentesten Rechtsgelehrten, ist ebenso in der Neckar-Stadt ansässig wie das renommierte Max-Planck-Institut für ausländisches öffentliches Recht und Völkerrecht, dessen Direktor Rüdiger Wolfrum am Internationalen Seegerichtshof in Hamburg amtiert.

Nicht zuletzt bieten die Juristen in Heidelberg eine ambitionierte Examensvorbereitung, die manchem Studenten den kommerziellen Repetitor erspart. René Repasi etwa entschied sich für Heidelberg, "weil meine Uni in der Lage sein sollte, den Repetitor zu ersetzen. Und weil ich sah, dass hier mehr drin war, als nur Jura zu studieren". Repasi machte eine Zusatzausbildung in französischem Recht, er war als Austauschstudent ein Jahr in Montpellier und absolvierte ein dreimonatiges Praktikum in Brüssel.

Wie in Heidelberg sind derzeit auch andere Universitäten - in Berlin, München, Aachen oder Hamburg-Harburg - eifrig um das Image des Elitären bemüht. Denn eines steht außer Zweifel: Die SPIEGEL-Studie bildet die Hochschullandschaft zu einem Zeitpunkt ab, da sie im größten Umbruch seit der Bildungsexpansion der sechziger Jahre begriffen ist. Allzu

offensichtlich ist inzwischen geworden, dass die Unis, einst exklusive Stätten höherer Bildung, dem Andrang der Massen nicht standgehalten haben - der Ausbau in die Breite ging vielerorts zu Lasten der Qualität.

Das soll nun anders werden. Zwar werden in fast allen Bundesländern die ohnehin knappen Uni-Etats zusammengestrichen, zwar balgen sich die Studenten mehr denn je in maroden Seminarräumen um die knappen Plätze - für einen Bereich jedoch ist plötzlich Geld da: Die Förderung der Besten steht ganz oben auf der Agenda von Politik und Wissenschaft. Erfolgsverwöhnte Unis wie Heidelberg sehen sich längst als heiße Kandidaten für jenen Wettbewerb der Besten, an dessen Ende Bundesbildungsministerin Edelgard Bulmahn Deutschlands neue Elite-Hochschulen küren will.

In einer globalisierten Welt soll eine neue Elite Rettung für den Standort Deutschland bringen. Die

Unterstützung der leistungsstärksten Hochschüler, einst Sache von elitären Organisationen wie der Studienstiftung des deutschen Volkes oder teurer Privathochschulen, hat an den staatlichen Bildungsstätten Einzug gehalten - und soll mit Hilfe eines milliardenschweren Förderprogramms demnächst offiziell installiert werden.

Dabei hatten sich vor allem die Sozialdemokraten lange Zeit sehr schwer getan mit der Idee einer Elite-Förderung. Anke Fuchs, Vorsitzende der SPD-nahen Friedrich-Ebert-Stiftung, betont noch immer: "Solange der Begriff vor allem dazu dient, auch unverdiente Ungleichheiten und Privilegien zu rechtfertigen, können wir uns mit ihm nicht anfreunden."

Vor allem dass die Faschisten den Begriff mit ihrer rassistischen Ideologie verknüpften, nährte lange das Misstrauen. Bei den Nationalsozialisten sollten Einzelne der Masse den Weg in die Zukunft weisen. Kurz war von dort die Strecke hin zur "Herrenrasse", den "Herrenmenschen" und dem "Führer".

Der Elite-Begriff war damit diffamiert. Nach dem Krieg wurden Eliten und Demokratie in Deutschland als Gegensätze begriffen. So formulierte etwa Theodor W. Adorno: "Elite mag man in Gottes Namen sein; niemals darf man als solche sich fühlen."

Erst in jüngerer Zeit sind die Bildungspolitiker bemüht, den Begriff neu und damit positiver zu definieren, ihn in einen anderen Bedeutungszusammenhang zu stellen. Schließlich hatte schon der Philosoph Platon von der "Herrschaft der Besten" gesprochen. Der Ausdruck Elite - abgeleitet vom lateinischen "eligere" (auswählen) - entstand dann vor rund 200 Jahren im Frankreich der Aufklärung: Das aufsteigende Bürgertum bedrängte den Adel, nicht mehr Herkunft, sondern Können und Leistung sollten über den Erfolg des Einzelnen und die Machtverhältnisse im Staat bestimmen.

Dieser Grundgedanke beherrscht nun wieder die Debatte um die Förderung der Besten. "Das Eliten-Thema ist plötzlich wieder da", beobachtet Gesine

Schwan, Präsidentin der Europa-Universität Viadrina und ehemalige SPD-Kandidatin im Bundespräsidenten-Wahlkampf, "ein Damm scheint gebrochen."

"Unsere Gesellschaft braucht Eliten", hatte Gerhard Schröder schon zu Beginn seiner Amtszeit als Bundeskanzler verkündet. Anfang dieses Jahres präsentierte seine Partei denn auch ihr Programm zur Förderung von Spitzenuniversitäten. "Klar erkennbare Leuchttürme", will Schröders Genossin Bulmahn fortan aus der Bildungslandschaft ragen lassen.

Insgesamt 1,9 Milliarden Euro will die Ministerin zusammen mit den Ländern für die neuen Exzellenzzentren aufbringen. Dass dabei ein deutsches Harvard herauskommt, glaubt zwar niemand mehr - dazu sind die anvisierten Finanzspritzen zu gering: Die renommierte US-Hochschule in Cambridge bei Boston verfügt nicht nur über ein Jahresbudget von 2,5 Milliarden Dollar, sondern darüber hinaus auch noch über ein Stiftungsvermögen von knapp 20 Milliarden.

Bulmahns ursprünglicher Plan, lediglich fünf leuchtturmtaugliche Universitäten zu ermitteln, scheiterte zudem am Widerstand der Länder. Zu groß war die Angst manch eines Ministerpräsidenten, sein Land könne am Ende ohne ausgewiesene Kadenschmiede dastehen. Ein Kompromissvorschlag von Bund und Ländern sieht inzwischen ein breiter angelegtes Elite-Programm vor: Einzelne Forschungsbereiche können sich ebenso um die Förderung bewerben wie Graduiertenschulen - so dass zwar am Ende für viele ein bisschen Ehre herauspringen wird, für jeden Einzelnen aber auch weniger Geld.

Vertreter der Wissenschaft erhoffen sich von dem Vorhaben dennoch neuen Schwung. "Das Programm läuft noch gar nicht, und trotzdem feilen schon viele Hochschulen an ihren Bewerbungen", lobt Ernst-Ludwig Winnacker, Chef der Deutschen Forschungsgemeinschaft.

"Wir brauchen Elite-Hochschulen als Anstoß, damit sich das ganze System ändert", glaubt Karl Max Einhäupl, Präsident des Wissenschaftsrats, "der besondere Geist, der in einer solchen Einrichtung herrscht, kann auch die anderen Unis inspirieren."

Doch die Operation Elite nährt auch Ängste: Wird sie die Hochschullandschaft nicht in fataler Weise spalten? Wer bislang an einer deutschen Uni studierte, konnte sicher sein, eine solide Ausbildung zu bekommen - wenn auch nicht immer eine hervorragende. Ob er dafür in München oder Marburg, Darmstadt oder Dresden eingeschrieben war, spielte nur eine untergeordnete Rolle.

Eine Differenzierung in Spitzen- und Resthochschulen sowie der Kampf um zahlungskräftige Abiturienten, wenn im kommenden Jahr aller Voraussicht nach Studiengebühren kassiert werden dürfen, könnte die Schere im System noch weiter öffnen. "Wenn die Entwicklung so weitergeht, wird man in zehn Jahren auch in Deutschland schauen, von welcher Universität ein Bewerber kommt", glaubt der Darmstädter Elite-Forscher Michael Hartmann.

Der Soziologe fürchtet, dass durch die Förderung einzelner Top-Einrichtungen die restlichen Hochschulen abgehängt werden. "In den USA zeigt sich, welcher Preis für diese Art der Elite-Förderung gezahlt wird", warnt er. "Dort gibt es eine Gruppe von hervorragenden Spitzenuniversitäten, doch die durchschnittliche öffentliche Hochschule ist wesentlich schlechter als jede deutsche Universität." Die eigentliche Stärke des deutschen Systems werde derzeit verkannt, glaubt Hartmann: "Wir schaffen es, in der Breite ein im internationalen Vergleich hohes Niveau zu halten."

In den USA existieren 20 bis 30 Spitzen-Unis, mit denen die deutschen Lehranstalten im weltweiten Wettbewerb um wissenschaftliche Höchstleistungen nicht konkurrieren können - neben Harvard etwa Yale, Stanford oder das Massachusetts Institute of Technology. Viele der mehreren tausend weiteren Hochschulen zwischen New York und San Francisco erreichen jedoch kaum mehr als Provinzniveau.

McKinsey-Chef Kluge fordert denn auch: "Wir müssen das durchschnittlich gar nicht so schlechte Niveau der deutschen Universitäten halten, darauf aber eine exzellente Spitze setzen" (siehe Seite 192).

Ob Bulmahns Elite-Gelder wie geplant ab 2006 fließen, soll sich erst im Dezember entscheiden, wenn die Föderalismuskommission ihre Empfehlungen vorlegt. Der Wettstreit ist dennoch längst in vollem Gange. Schon heute wählt die Elite mit Bedacht den Studienort, das beweist das SPIEGEL-Ranking. Begehrt sind einige der Privatuniversitäten, doch auch staatliche Großeinrichtungen wie die TU München.

Andere Hochschulen verfügen immerhin über einzelne Fakultäten, in denen sich Superstudenten sammeln - Germanisten zum Beispiel in Bamberg, Maschinenbauer in Stuttgart oder Physiker in Marburg. "Ich glaube nicht, dass sich eine deutsche Uni insgesamt einen Ruf aufbauen kann wie manche US-Hochschule", sagt der Gießener Lungenspezialist Oliver Eickelberg, der in einem internationalen Graduiertenprogramm junge Top-Forscher ausbildet. Dass sich einzelne Fachbereiche weltweit profilieren, hält der Mediziner hingegen für realistisch (siehe Seite 188).

Und noch etwas lässt sich am Studentenspiegel ablesen: Reformen sind durchaus möglich. Das offenbart gerade das Beispiel des Testsiegers. Wie kaum eine andere staatliche Hochschule in Deutschland setzt die TU München schon jetzt konsequent um, was Hochschulreformer fordern. So sucht die Uni sich seit dem Jahr 2000 in vielen Fächern ihre Studenten selbst aus. Wer seinen Studienwunsch in einem Auswahlgespräch begründen muss, so die Erfahrung, setzt sich intensiver damit auseinander und bricht das Studium dann später nicht so schnell ab.

Das hat inzwischen auch die Politik erkannt - und das Auswahlrecht der Hochschulen entscheidend gestärkt. Ab nächstem Jahr dürfen die Hochschulen auch in Fächern, die bislang über die Zentralstelle für die Vergabe von Studienplätzen (ZVS) verwaltet werden, 60 Prozent der Bewerber selbst sichten.

Die erfolgreichen Münchner setzen außerdem auf Kooperationen mit der Industrie im wirtschaftsstarken Bayern: Beim Einwerben von Drittmitteln hält die TU einen Spitzenplatz. Von den Forschungsabkommen mit Firmen wie BMW profitieren auch die Studenten (siehe Seite 182).

Auch in BWL, Jura und Medizin liegen jene Unis ganz vorn, die ihre künftigen Schützlinge schon vor der Immatrikulation

genau unter die Lupe nehmen: Die Wissenschaftliche Hochschule für Unternehmensführung (WHU) in Vallendar, die Hamburger Bucerius Law School und die Universität Witten/Herdecke belegen jeweils erste Plätze - allesamt private Ausbildungsstätten. Wer an einer der kostenpflichtigen Kaderschmieden studieren will, muss seine Eignung in aufwendigen Auswahlverfahren unter Beweis stellen.

Die WHU gilt als eine der besten Betriebswirtschaftsschulen der Republik, Bewerber durchlaufen einen mehrstufigen Eignungstest. Zwei Fremdsprachen sind erwünscht, ein gutes Abi ist nützlich. Entscheidend ist jedoch ein Assessment Center, bei dem jeder Abiturient zwei Kurzreferate halten und persönliche Gespräche mit den Professoren führen muss.

So gezielt getestet, überzeugten die Nachwuchs-Akademiker auch beim Studentenspiegel: Knapp 80 Prozent der Jung-Akademiker in Vallendar gehören im bundesweiten Vergleich in BWL zu den Top-10-Prozent. Und das wirkt sich auch auf die spätere Karriere aus - die "Wirtschaftswoche" betrachtete die Absolventen des Jahrgangs 1993: Zehn Jahre später arbeiteten 72 Prozent in führenden Positionen und verdienten im Schnitt 224 000 Euro im Jahr.

Farzad Saidi ist einer dieser künftigen Großverdiener. Bereits zu Schulzeiten hat er zwei kleine Start-ups gegründet, später studierte er in Paris und jobbte in London bei einer Investmentbank. Jetzt, mit 21, studiert er in Vallendar und verbringt gerade sein fünftes Semester an der Ohio State University, einer Hochschule, die in den USA unter den Top 20 rangiert.

Am meisten faszinierte den umtriebigen Studenten jedoch sein Studienaufenthalt in Paris an der Fondation Nationale des Sciences Politiques ("Science Po"): "Dort wurde nicht über Wertschöpfungsketten gesprochen, sondern über Europa, über die interkulturellen Unterschiede bei der Interpretation von Kant."

"Wir wollen keine Konsumlerner, auch wenn sie noch so gut sind", betont Dagmar Gustorff, Professorin an der Privat-Uni Witten/Herdecke. Die Zulassung zum Medizinstudium erfolgt nach einer "willkürfreien Ermessensentscheidung", wie die offizielle Sprachregelung lautet. Schon bei den Aufnahmegesprächen wird darauf geachtet, was ein Bewerber später einmal den anderen Studenten und der Uni geben könnte.

Viele staatliche Universitäten zwingt derzeit allein der Ansturm der Bewerber zur Vorauswahl - wenn auch bislang meist nur über die Abiturnote. In Freiburg etwa sorgt noch die ZVS im Fach Psychologie dafür, dass nur die Leistungsbereiten kommen. Zurzeit liegt der Numerus clausus bei 1,0. Die sich einschreiben dürfen, sind meist nicht nur klug, sondern auch engagiert. "Freiburg zieht sozial orientierte Leute an", erklärt Alexander Renkl, Professor für Lernpsychologie: "Unsere Studenten wollen was bewegen."

Das scheint nicht nur das aktuelle SPIEGEL-Ranking zu untermauern, in dem die Freiburger Psychologen auf dem ersten Platz landen. Auch die extrem niedrige Abbrecherquote unter den Studenten ist ungewöhnlich: 80 Erstsemester gehen pro Jahr in Freiburg an den Start, 70 machen einen Abschluss. "Dabei hat Freiburg den Ruf, schwierig zu sein", sagt Benjamin Fauth aus dem 5. Semester.

Die Uni Stuttgart lockt ihre Top-Studenten mit der guten Anbindung an außeruniversitäre Forschung. Die Alma Mater der Schwaben-Metropole lässt im neuen Ranking in Elektrotechnik und in Maschinenbau alle Konkurrenten hinter sich. Am eher tristen Äußeren der Uni liegt das sicherlich nicht - die Gebäude im Vorort Vaihingen erinnern eher an eine Trabantenstadt sowjetischer Prägung.

"Wir bieten hier natürlich kein prickelndes Ambiente wie in Cambridge", gibt Hans Müller-Steinhagen zu. Der Professor für Thermodynamik am Fachbereich Maschinenbau hat ansprechendere Orte gesehen - er lehrte in Kanada, Neuseeland und Großbritannien. Keine Uni jedoch hat ihn als Forscher so fasziniert: "Wir haben eine einmalige Bündelung von Forschungseinrichtungen."

Sechs Fraunhofer-Institute sind direkt auf dem Vaihinger Gelände angesiedelt, dazu zwei Max-Planck-Institute und fünf Forschungseinrichtungen des Deutschen Zentrums für Luft- und Raumfahrt (DLR). "Die Hochschule ist sehr forschungsintensiv", sagt Engelbert Westkämper, Dekan der Maschinenbauer. Etwa 120 Millionen Euro an Drittmitteln, ein Spitzenwert in Deutschland, fließen jährlich in die schwäbische Lehranstalt. Knapp 40 Prozent der Fördersummen bezieht die Uni aus der freien Wirtschaft. Von der engen

räumlichen Verbindung zu den PS-Traumfabriken Mercedes und Porsche oder dem Zuliefer-Imperium Bosch haben sowohl die Studenten wie auch die Unternehmen etwas. Die zukünftigen Maschinenbauer oder Elektrotechniker können potenzielle Arbeitgeber kennen lernen, die Konzerne nach Nachwuchstalenten suchen.

"Natürlich ist die Nähe zur Industrie das Geniale an Stuttgart", erzählt Claudia Gatzert, 22 Jahre jung und bereits im siebten Semester Elektrotechnik. Ihr Werkspraktikum, 40 Stunden im Monat, macht sie in der Steuergeräteentwicklung bei Bosch. Jetzt ist sie auf dem Sprung ins Arbeitsleben. "Durch das Praktikum hat man schon einen Fuß drin in der Firma."

Dass die Anbindung an die Praxis nicht nur in technischen und naturwissenschaftlichen Fächern, sondern auch in den Geisteswissenschaften eine Rolle spielen kann, zeigen die Berliner Massen-Unis: Im Fach Politikwissenschaften landete die Freie Universität auf dem dritten Platz, in Soziologie die Humboldt-Uni immerhin auf dem vierten.

Bundestag, Ministerien, verschiedene Behörden, Landesvertretungen, das Berliner Abgeordnetenhaus, zahlreiche Medien- und Wirtschaftsunternehmen bieten Praktika und Jobs. Dazu kommen Think-Tanks wie das Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung oder die Stiftung Wissenschaft und Politik.

"Nirgendwo sonst kann man im Lauf des Studiums die eigenen Interessen so gut mit der Berufsplanung verbinden", sagt Herfried Münkler, Politikprofessor an der Humboldt-Uni. Für seinen Kollegen Thomas Risse vom Otto-Suhr-Institut an der Freien Universität ist die Hauptstadt "vor allem in den Sozialwissenschaften ein geradezu unglaublicher Wissenschaftsstandort". Risse schwärmt: "Wir haben hier eine Ansammlung von Experten, die es sonst nirgendwo in Deutschland gibt."

"Die Nähe zur Macht ist es", glaubt Claudia Major, 28, ehemalige FU-Studentin. Major hat sich zuerst als Praktikantin im deutsch-französischen Forschungszentrum Marc Bloch umgesehen, dann bei der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik, wo sie auch Assistentin

wurde. Zurzeit promoviert sie an der Universität Birmingham in Großbritannien über europäische Sicherheits- und Verteidigungspolitik.

Der große Name mag auch einen Teil der Anziehungskraft der Berliner Humboldt-Uni erklären. "Humboldt klingt nach was, vor allem im Ausland", sagt Manuel Puntscher, 28, Student am Institut für Sozialwissenschaften. Wilhelm von Humboldt, Gelehrter und Politiker, konzipierte Anfang des 19. Jahrhunderts in Preußen das humanistische Gymnasium. Auf ihn geht die Idee einer Einheit von Forschung und Lehre zurück.

Die besten Studenten, das zeigt der Studentenspiegel, sind mobil und studieren schnell. Im Schnitt bringen die Top-10-Prozent ihr Studium in rund neun Semestern hinter sich (bundesdeutscher Schnitt: 11 Semester) - und das, obwohl mehr als 90 Prozent einen Auslandsaufenthalt in ihre Ausbildung einbauen.

Rund 40 Prozent bleiben sogar länger als ein Jahr an einer ausländischen Hochschule oder in einem Unternehmen.

Doch auch der deutsche Durchschnittsstudent hat sich mit der Tatsache arrangiert, dass die Lehranstalten allein nicht bieten können, was für einen erfolgreichen Start ins Erwerbsleben nötig ist. Der Student des neuen Jahrtausends sitzt nicht die Zeit bis zum Diplom ab; er feilt im Auslandsstudium an seinen Sprachkenntnissen, lernt beim Praktikum in den Semesterferien, wie die freie Wirtschaft tickt, und gründet womöglich neben dem Studium schon mal die erste Firma.

Diese Zusatzqualifikationen sind es, die später bei der Jobsuche den Ausschlag geben können. Teamgeist und Kommunikationsfähigkeit lernen die Studenten eher im Praktikum als in überfüllten Seminaren. "Gemeinsam etwas erarbeiten, eigene Ideen offensiv präsentieren, das müsste an den deutschen Universitäten intensiver betrieben werden", betont Horst Schönhoff, Leiter Personal und Managemententwicklung beim Versicherungs- und Finanzkonzern Allianz.

"Wissen und Intelligenz kann man zwar in Abschlussnoten messen", weiß auch die Regensburger Studentin Manske-Wang, "aber für den Beruf braucht man sehr viel implizites Wissen." In dieser Beziehung habe sie selbst der Aldi-Job weitergebracht: "Dort müssen auch die Manager mal Regale eingeräumt haben", lobt sie, "wer ein Unternehmen erfolgreich leiten will, darf nicht nur an der Spitze sitzen und Entscheidungen treffen - er muss auch wissen, wie es auf der unteren Ebene läuft."

Wie wichtig gerade bei einem oftmals als praxisfern kritisierten Uni-Studium der Kontakt zur Jobwelt ist, haben viele Studierende erkannt. So macht etwa der durchschnittliche BWL-Student im Laufe seines Studiums mindestens zwei Praktika, lediglich 15 Prozent leisten sich gar keinen Ausflug in die Arbeitswelt. Auch viele angehende Germanisten und Politologen arbeiten in ihrer Studienzeit mindestens zweimal in Unternehmen oder Verbänden.

Gerade an Massenuniversitäten wie Berlin oder Köln zählt Eigeninitiative. An kleinen Privathochschulen wie der Bucerius Law School oder der WHU kennen die Professoren ihre Studiosi meist mit Namen. Doch wen es in die wirtschaftswissenschaftliche Abteilung der Universität Köln verschlägt, der muss sich schon etwas

einfallen lassen, um den Professoren im Gedächtnis zu bleiben.

Rund 8700 Studenten sind dort an der größten wirtschafts- und sozialwissenschaftlichen Fakultät Deutschlands eingeschrieben. Dennoch zählen hier rund zwölf Prozent der Volkswirtschaftler zur bundesweiten Spitzengruppe.

Die Besten, auch das eine Erkenntnis der SPIEGEL-Umfrage, gehen selbst im Massenbetrieb nicht unter - und das im studentenreichsten Bundesland, dessen Landesregierung bislang nicht gerade durch ein besonderes Konzept zur Elite-Bildung an ihren Hochschulen auffiel.

"Wer sich in Köln durchschlägt, ist so schnell nicht kleinzukriegen", urteilt Joscha Brunßen, 23, angehender Wirtschaftswissenschaftler im 5. Semester. Personalchefs gestehen Absolventen von Massen-Unis daher mitunter einen Kämpferbonus und mehr Realitätsnähe zu, hat Elite-Forscher Hartmann beobachtet: "Die wissen, dass sich die Studenten an großen Universitäten unter schwierigen Bedingungen zurechtfinden müssen", so der Darmstädter Soziologe. "Die haben mehr Kontakt zum wirklichen Leben als Studenten an einer privaten Uni, die nur ein einziges Fach anbietet."

Das kann Dorothea Brüggemann, 23, bestätigen. Schon während ihrer Schulzeit räumte

sie Preise im Wettbewerb "Jugend forscht" ab, als Physikstudentin wurde sie Stipendiatin bei der Studienstiftung des deutschen Volkes. Derzeit schreibt sie an der Rheinisch-Westfälischen Technischen

Hochschule Aachen (RWTH) ihre Diplomarbeit über die Wachstumsmechanismen von Perylen, einem organischen Stoff, der für Leuchtdioden oder aufrollbare Monitore verwendet werden soll. Bald wird sie ans Trinity College im irischen Dublin wechseln. "Die Leute, die wirklich wollen, kommen auch weiter", meint sie.

Sich durchkämpfen, sich seinen Weg suchen, sich nicht unterkriegen lassen, das kann man in Aachen lernen. "Die Massenuniversität hindert einen nicht, aber sie fördert einen auch nicht", sagt Sebastian Große, 27, Diplom-Maschinenbauer und Doktorand am Aerodynamischen Institut der RWTH.

Überall grübeln die Bildungspolitiker derzeit, wie sich die in Deutschland verstreuten Talente am besten entfalten lassen. Weder Unis noch Fachbereiche, sondern einzelne Studenten zu fördern ist das Ziel der Studienstiftung des deutschen Volkes. Derzeit betreut dieses größte und älteste der Begabtenförderungswerke in Deutschland rund 6000 Hochbegabte. Ab Herbst 2005 will die Studienstiftung zusätzlich zu einer "virtuellen Universität" laden: "Wir wollen die Besten zusammenbringen", erklärt Generalsekretär Gerhard Teufel.

Jeweils eine Woche vor Semesterbeginn sollen sich die Stipendiaten zu einer Art Blockseminar mit international renommierten Referenten treffen: Im "Fachforum Gesellschaftswissenschaften" sollen angehende Juristen, Ökonomen und Politikwissenschaftler miteinander ins Gespräch kommen. Das Forum Geisteswissenschaften versammelt Philosophen und Sprachwissenschaftler, im Arbeitskreis Lebenswissenschaften referieren Genomforscher und Neurowissenschaftler. Zwischen den Seminaren finden sich die Stipendiaten zum akademischen Austausch im World Wide Web zusammen.

Die Stärke des Modells sieht Teufel in seiner Ortsunabhängigkeit. "Wir können die Foren an den verschiedensten Stätten für die Studenten aller Universitäten anbieten", sagt er. Elite-Förderung sei nicht davon abhängig, dass eine bestimmte Hochschule zur Elite-Universität erklärt wird, sondern hänge in erster Linie von der Exzellenz der Studenten ab.

Ein anderes Konzept verfolgen die leistungsbewussten Bayern, denen der Elite-Begriff traditionell leichter über die Lippen geht als den ehemaligen Klassenkämpfern von der SPD. Der Freistaat will kleine Wissenszirkel für die Besten schaffen - innerhalb der Massen-Unis und unabhängig von Bulmahns Förderplänen. An diesem Montag startet der Freistaat mit einer offiziellen Auftaktveranstaltung ein eigenes Elite-Programm. Etat: 14 Millionen Euro.

Besonders begabte Studenten und Nachwuchswissenschaftler werden im Rahmen des "Elitenetzwerk Bayern" in ambitionierte Studienprogramme geschleust. Oft teilen sich mehrere bayerische Hochschulen und Forschungseinrichtungen die Spezialausbildung - das sorgt für ein breiteres Angebot und fördert die Mobilität der Studenten ebenso wie die Auslandsaufenthalte, die bei manchen Studiengängen zum Pflichtprogramm zählen. "Wir wollen weltweit Spitzenkräfte des wissenschaftlichen Nachwuchses für Wissenschaft und Wirtschaft in Bayern anziehen", erläutert Wissenschaftsminister Thomas Goppel (CSU).

Ein paar von Goppels Spitzenkräften der ersten Stunde sitzen im Büro des Erlanger Teilchenphysikers Klaus Rith. Der Professor mit dem voluminösen Schnurrbart leitet den Elite-Studiengang "Physik mit integriertem Doktorandenkolleg", den die Universitäten Erlangen-Nürnberg und Regensburg gemeinsam anbieten. Seine Schützlinge sollen Studium und Promotion in sechs Jahren durchziehen - Rekordzeit für Physiker. "Es ist nicht vertretbar, dass selbst begabte Studenten selten jünger als 30 sind, wenn sie ihren Doktor haben", erklärt Rith, "gerade junge Forscher sind besonders kreativ."

Wer bei der Elite-Truppe dabei sein will, muss in Erlangen nach drei Semestern sein Vordiplom mit einer glatten Eins bestehen, dann folgt ein Auswahlgespräch mit Rith und seinen Kollegen. Dabei sollen die Bewerber nicht nur mit physikalischem Wissen glänzen. "Die sollen ja nicht nur in der Lage sein, in der

Forschung zu arbeiten", erklärt Rith, "sondern auch Führungspositionen in Wirtschaft und Gesellschaft übernehmen können." Wer die Jury von sich einnimmt, studiert fortan unter paradiesischen Bedingungen: Für die derzeit acht Erlanger Blitz-Physiker gibt es eine Extra-Vorlesung, jeder Student bekommt einen Professor als persönlichen Mentor zugeteilt, in speziellen Wochenendseminaren trainieren die Nachwuchs-Physiker auch Rhetorik und Projektmanagement.

Auch die Regensburger Wirtschaftswissenschaftler zweigen seit eineinhalb Jahren eine kleine Gruppe von Studenten nach dem Vordiplom vom normalen Studienbetrieb ab. Im Honors-Programm, an dem auch Turbo-Studentin Manske-Wang teilnimmt, sitzen die Teilnehmer nur noch zu siebt im Seminar, sie reisen zu Workshops an die Partneruni in Prag und zu Unternehmen wie BMW.

Anfangs musste sich Michael Dowling, Dekan der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät und Initiator des Programms, im Uni-Senat noch fragen lassen, was denn mit den armen Durchschnittsstudenten sei. "Die Elite-Diskussion ist bis heute aber viel weiter vorangekommen", beobachtet der gebürtige US-Amerikaner.

Inzwischen sieht sich Dowling als Vorreiter eines Umbruchprozesses, der langfristig alle Hochschulen erfassen wird. "Jede Universität sollte innerhalb des Massenbetriebs eine kleine Gruppe von Studenten besonders fördern", glaubt Dowling, "sonst wandern die Besten irgendwann ab." JAN FRIEDMANN,

VERONIKA HACKENBROCH, DIETMAR HIPPE, NILS KLAWITTER, JULIA KOCH, BEATE LAKOTTA, JOACHIM MOHR, CHRISTOPH SCHMITZ, KATJA THIMM, CHRISTIAN WÜST

Maike Luhmann, 23, studiert Psychologie an der Universität Koblenz-Landau - nach einem Studienjahr in Brüssel. Ihr Vordiplom beendete sie mit der Note 1,0.

Peter Owotoki, 28, promoviert an der TU Harburg über Künstliche Intelligenz. Airbus bezahlt die Forschung.

Anna Rohlfing, 22, studiert als Stipendiatin der Studienstiftung Internationale BWL, derzeit in Mailand. Seit ihrem 5. Lebensjahr spielt sie Cello.

Lidia de Paz, 24, leitet ein Projekt für kolumbianische Straßenkinder und studiert Spanisch und Englisch in Mainz. Im Vordiplom war niemand besser als sie.

Nicos Nohlen, 23, ersann an der Uni Heidelberg die erste Studentenzeitschrift für Jura. Er lernte in Luxemburg, Paris und Leuven Recht.

Christian Postberg, 25. Der angehende Soziologe aus Marburg absolvierte ein Praktikum an der deutschen Botschaft in Washington - Hillary Clinton lud ihn zum Gespräch.

Claudia Major, 28, promoviert in Birmingham. Zuvor arbeitete die Politikwissenschaftlerin für die Deutsche Gesellschaft für Auswärtige Politik, einen "Think-Tank" in Berlin.

Anna Kasprzik, 22, beschäftigt sich gerade in Finnland mit der Logik in der Mathematik. "Dort leben die wirklich fanatischen Logikfans", sagt die Tübinger Studentin. Finnisch hat sie im Internet-Chat gelernt, Französisch, Englisch und Japanisch in der Schule. Im Sommer könnte sie sich zum Examen melden - doch die Studienstiftlerin will sich noch drei Semester Linguistik, theoretische Informatik, Kognitionspsychologie und Japanisch gönnen.

Christoph Schmitz, 25, arbeitet an zwei Diplomarbeiten in Betriebswirtschaft, eine für die TU Dresden und an einer zweiten für die Fachhochschule Bonn-Rhein-Sieg. Er hat ein Praktikum in Uganda hinter sich, einen amerikanischen Master-Studiengang und eine Firmengründung ("Mako Consulting") im rheinländischen Hennef. Sein Ziel: ein zweites Unternehmen. Sein Problem: "Ich merke schon, dass der

Tag nur 24 Stunden hat."

Christian Hainzmaier, 26, Maschinenbau-Doktorand an der TU München, hat in seiner Promotion die optimale Kufenform von Bobs und Rodelschritten entworfen. "Nun fahren sie Stars wie Georg Hackl und Susi Erdmann", sagt er. Nach acht Semestern und vier Industriepraktika, davon eines in Frankreich, machte er sein Diplom. In Seminaren für Top-Studenten lernt er Wirtschaft, Redetechniken und Mitarbeiterführung.

Wei Manske-Wang, 31, lebt seit sieben Jahren in Deutschland. Sie hat in Shanghai Germanistik und Tourismus studiert, seit diesem Wintersemester nimmt sie an einem Studiengang des bayerischen EliteNetzwerks an der Uni Regensburg teil. Ihr Vordiplom in BWL hatte sie nach zwei Semestern in der Tasche. "In China ist das Studium sehr viel leistungsorientierter", erzählt sie, "dort habe ich gelernt, verschiedene Sachen zugleich anzupacken."

Holger Kreft, 28, hat am Westamazonas den Tieflandregenwald erkundet. Nach Feldforschungen in Ecuador und Venezuela schreibt er seine Promotion an der Universität Bonn; für Leben und Bücher des künftigen Doktors der Biologie zahlt die Studienstiftung. Die Universität Boston gab Kreft für seine Kenntnisse in tropischer Biologie die Note 1. Die "Association of Tropical Biology and Conservation" verlieh ihm 2003 ihren Forscherpreis.

Catherine Davies, 22, gehört zu einer ausgewählten Gruppe junger Europäer am Berliner Studienkolleg. Begleitend zu ihren Fachstudien treffen sie sich alle zwei Wochen zu Vorträgen und Seminaren; Davies will sich in diesem Semester eingehend mit der "Rolle der Intellektuellen in Europa" befassen. An der Universität studiert sie Philosophie und Geschichte - in einem Jahr vielleicht in England: Ihr Vater ist Brite und die Tochter ist zweisprachig aufgewachsen.

Mit 13 kam Igor Grossmann aus der Ukraine nach Deutschland. Fast wäre er nach dem Abi (1,1) ProfiTänzer geworden. Nun organisiert der 22-Jährige im Europäischen Verband der Psychologie-Studierenden Austauschprogramme und Finanzen. Seine Freiburger Professoren hat er dafür begeistert, im "Psycho-Kino" seelische Störungen im Film vorzustellen. Demnächst will er in den USA über Selbstkonzepte im interkulturellen Vergleich forschen.

Carmen Adam, 22, sagt, sie habe zwei "größte Leidenschaften": Musik und Englisch. Sie hat sie zu Studienfächern gemacht - und trotzdem noch Zeit für andere Lieblingsbeschäftigungen: In ihrer Freizeit bringt sie sich Hebräisch bei und malt. Seit diesem Semester singt die Studienstiftlerin in Oxford in zwei Chören und spielt am College Theater. "Um alles unter einen Hut zu kriegen, muss ich nachts arbeiten", sagt sie. "Aber irgendwie klappt's."

DER SPIEGEL 48/2004

Alle Rechte vorbehalten

Vervielfältigung nur mit Genehmigung der SPIEGEL-Verlag Rudolf Augstein GmbH & Co. KG.

Dieser Artikel ist ausschließlich für den privaten Gebrauch bestimmt. Sie dürfen diesen Artikel jedoch gerne verlinken. Unter <http://www.spiegelgruppe-nachdrucke.de> können Sie einzelne Artikel für Nachdruck bzw. digitale Publikation lizenzieren.